

Nr. 209. Bromberg, den 14. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(Deutscher Urheberrechtsschutz für Georg Müller, Verlag in München.)

IX.

Yussuf Khans Wiederkehr.

Als die Detektivs endlich gegangen waren und die Familie Bowlby unter dem Präsidium Mrs. Bowlbys die Einbruchsaffäre und Mrs. Langtreys Verschwinden zu Ende debattiert hatte, dachte Allan an sein eigenes Privatmißgeschick; aber es wäre unwahr zu sagen, daß er es sehr schwer nahm. Was hatte er sich doch zugeflüstert, als er vor einigen Tagen die Küste der Heimat verbleichen sah? Vorwärts, den Abenteuern entgegen! Schicksal, en garde! Unleugbar waren ihm Abenteuer begegnet; aber das Schicksal hatte seine Herausforderung ebenfalls angenommen und zu einem recht fühlbaren ersten Gegenstoß ausgeholt. Wäre Herr Mirzl nicht ebenso exzentrisch gewesen, als er kühn war, so stünde Allan heute ohne Koffer und Kasse da — und was hätte er dann angefangen? Nach Hause telegraphiert . . .? Das Vorstellungsbild der jetzt wohl laut brüllenden Akzeptanten ließ ihn rasch davon abstehen, diesen Gedanken zu Ende zu verfolgen. Auf jeden Fall wollte er einer Wiederholung vorbeugen. Es konnte ja geschehen, daß Herr Mirzl in seiner Exzentrizität sein Urteil kassierte und die Geldbuße in gleicher Weise zurückschickte wie damals die Koffer; aber in der Erwartung dessen war es wohl am besten, den Rest der Reisekasse außer Reichweite für ihn zu placieren. Am Mittwoch deponierte Allan ihn folglich im Bankkontor des Hotels, nur gegen von ihm signierte Schecks oder Quittung zu beheben. Zwei Exemplare seiner eigenhändigen Namensunterschrift wurden dem Bankbeamten eingehändigt.

Am selben Abend gegen sieben Uhr sah Allan den alten Herrn mit der Raubvogelnase, der, wie er nun wußte, der Juwelenspezialist Mynheer van Schleeten war, die Treppe von der Wohnung des Maharadscha herunterkommen. Er sah ein bißchen erregt aus. Als der Hoteldirektor etwas später die Halle passierte, nahm Allan seinen ganzen Mut zusammen und ging auf ihn zu.

„Darf ich Sie etwas fragen, Herr Direktor?"

Der Direktor, der Allan von dem gestrigen Verhör kannte, nickte wohlwollend. Das war ja dieser junge Mann, dem man es zu danken hatte, daß nicht alles verloren war.

„Sie haben noch keine Nachrichten vom Maharadscha?"

Der Direktor schüttelte düster den Kopf.

„Leider nicht. Sie sind doch diskret gewesen, hoffe ich?"

„Absolut. Ich habe kein Wort über die Sache zu irgend jemand verlauten lassen außer der Familie Bowlby. Aber darf ich Sie etwas fragen? Ich sah gerade den alten Juwelier, den der Maharadscha berufen hat, aus seinem Appartement herunterzukommen. Arbeitet er denn an den Juwelen, obwohl Se. Hoheit verschwunden ist?"

„Ja, er kam heute morgen, und da ich nicht wußte, was ich tun sollte, führte ich ihn zu Oberst Morrel hinauf . . ."

Der Direktor brach ab und bemühte sich ein Lachen zu verbeißen.

„Ich hatte selbst das Vergnügen, den Oberst gestern morgen zu treffen," sagte Allan. „Herr van Schleeten bekam vermutlich die Aufforderung, sich an einen heißen Ort zu verfügen?"

„Etwas Ähnliches. Aber dann reute es den Obersten, und er bat ihn — na ja, bat, hm, — die Arbeit in Angriff zu nehmen. Herr van Schleeten hat den ganzen Tag oben in der Suite des Maharadscha gearbeitet."

„Glauben Sie nicht, daß er in der Einsamkeit in Versuchung kommen könnte?" fragte Allan. „Er geht ganz nach Belieben aus und ein?"

„Er! Er ist ja selbst ein Krösus und einer der bestrenommierten Juwelenspezialisten in Europa! Ebensogut könnten Sie ihn des Einbruchs verdächtigen."

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte Allan, „vermutlich geht mir der Einbruch im Kopfe herum. Und dann ist da noch eine andere Sache, die ich zufällig weiß."

„Was denn?"

„Ich weiß zufällig, daß Herr van Schleeten intim oder zumindest bekannt mit Mrs. Langtrey war, die gestern früh verschwunden ist."

„Ich habe Mrs. Bowlbys Insinuationen gegen die betreffende Dame gehört. Aber die Detektivs zuckten nur die Achseln darüber, und weder uns noch ihnen ist etwas Nachteiliges über sie bekannt. Und wenn Sie sie auch im selben Zug gesehen haben wie Mirzl, könnten Sie doch nicht behaupten, daß sie einander kannten. Aber man wird sie natürlich im Auge behalten."

„All right", sagte Allan. „Ich wollte Ihnen nur sagen, was ich weiß."

Der Direktor neigte den Kopf und ging in das Bureau.

Kurz darauf wurde Allan Zeuge einer Szene, über die er hell aufgelacht haben würde, wenn er ihren Ernst nicht erkannt hätte. Der alte Oberst kam die Treppe herunter und stürzte mit nervösen Schritten auf das Bureau zu. Im Vorbeieilen warf er Allan einen ergrimmten Blick zu. Offenbar war er noch durchaus nicht überzeugt, daß nicht alle Attentate ihren Ursprung von Allan herleiteten. Bevor er noch das Bureau erreicht hatte, kam der Direktor wieder herausgeeilt; in seinem Gesicht prägte sich die lebhafteste Erregung aus. Bei dem Anblick des Obersten stieß er einen kleinen Schrei aus. Allan sah ihn mit gesenkter Stimme dem alten Krieger etwas mitteilen. Der Oberst starrte ihn regungslos an und stieß dann ein Gebrüll aus, bei dem die Leute rings in der Halle von ihren Klubsesseln emporfuhren. In der nächsten Sekunde stürzte er wie ein Wahnsinniger die Treppen hinauf. Allan eilte auf den Direktor zum, um ihn zu fragen, was denn los sei. Hatten sie den Maharadscha ermordet?

„Der arme Oberst Morrel", sagte der Direktor. „Mich soll es wundern, wenn nach seinem letzten Geheul nicht das ganze Hotel weiß, wie die Dinge stehen."

„Was gibt es denn? Ist Seine Hoheit tot aufgefunden?"

„So schlimm ist es nicht — noch nicht. Aber er ist überhaupt nicht gefunden, und das ist fast ebenso arg.“

„Aber das wußte ja der Oberst schon?“

„Ja, aber wir hatten eben eine telephonische Botschaft vom Inspektor Mc. Lowndes — Sie wissen, der magere Mann, der Sie gestern früh verhört hat. Seine Leute haben das Lokal herausgeschnüffelt, von dem Sie sprachen!“

„Sie haben den Feuerfresserklub gefunden?“

„Offiziell heißt er irgendwie anders — englisch-französische Theaterfreunde oder so ähnlich. Feuerfresserklub ist nur ein Kosename unter den Mitgliedern. Ein Mann namens Hardy steht dem Ganzen vor. Die Papiere waren in Ordnung. Hardy hat nie etwas von Mirzl oder seinem Anhang gehört. Vor zwei Tagen erhielt er den Besuch der zwei Herren, die Sie beschrieben haben, Stanton und des anderen, der unter dem Namen Müller eingeschrieben war. Sie bestellten die Logen Nr. 5 und 6 für den Abend, das war das Ganze, und alles was Hardy wußte oder wissen wollte. Der Diener konnte auch nicht viel mehr sagen. Wie es Ihnen gelungen ist, herauszukommen, war ihm ein Rätsel, da er allein die Gäste ein und aus ließ. Gegen drei Uhr morgens war er durch ein Signal aus Nr. 5 alarmiert worden, wo er sowohl die Gesellschaft von Nr. 6 wie die von Nr. 5 vorfand, mit Ausnahme von Ihnen. Er stellte eine Frage nach Ihnen an Müller, der antwortete, daß Sie drinnen seien und tanzten und solange bleiben könnten als Sie wollten. Er, Stanton und die zwei dunklen Herren, die leider etwas angeheitert waren, wollten jetzt gehen. Sie verstehen, sie hatten nun Ihre Flucht entdeckt und waren erschrocken. Der Diener half ihnen, den Maharadscha und den alten Hofdichter, von deren Identität er keine Ahnung hatte, in den Lift hinauszutragen. Unten auf der Straße bestiegen sie ein Auto, und er sah sie fortrollen. Die Autonummer sah er nicht an, und die Adresse hörte er nicht. — Das ist das Ganze. Sie verstehen also, daß der Maharadscha in den Krallen der Gauner ist, und Sie verstehen wohl auch, was das bedeutet.“

„Erpressung?“

„Das ist das Geringste, und wir müssen leider sagen, das Günstigste. Erpressung von mir, des Hotels wegen, und vom Obersten Seiner Hoheit wegen. — Ach, wenn ich doch diese Menschen nie in das Hotel gelassen hätte!“

Der Direktor mumelte etwas, das Allan nicht hören konnte, aber das er ohne Zögern als einen energischen Fluch agnoszierte. Allan wollte noch einige Fragen stellen, aber plötzlich eilte der Direktor auf und davon, ohne auch nur guten Abend zu sagen.

Allan ließ sich auf einem Fauteuil in der Halle nieder, bestellte einen Wisky mit Soda und fing an, die letzten Nachrichten zu überdenken. Einiges davon war ihm noch unklar, infolge der abrupten Art des Direktors, die Konversation abzuschließen. Hatte die Polizei die Angelegenheiten dieses Klubs nicht gründlicher durchwühlt? Kannte Hardy die Herren Stanton und Müller als Klubmitglieder? In diesem Falle mußte er doch ihre Adresse wissen. Suchte die Polizei sie durch das Auto aufzuspüren?

Allan ging zu Bett, ohne den Direktor wiedergesehen oder eine Antwort auf diese Fragen gefunden zu haben. Bowlbys waren an diesem Abend eingeladen; in ihrer Suite wurde Wache gehalten, um einer Wiederholung von Herrn Mirzls Besuch vorzubeugen.

Die nächsten Tage waren ebenso arm an Ereignissen, als ein paar der vorangegangenen reich daran gewesen waren. Der Maharadscha war und blieb verschwunden, und kein Wort von Erpressung kam von seinen Entführern. Gegen sieben Uhr morgens sah Allan den Obersten wieder und fühlte eine Anwandlung von Mitleid mit dem alten Herrn, so verstört und nervös sah er aus. Kurz darauf, während er am Eingang des Speisesaales stand und mit Mr. Bowlby plauderte, kam der Direktor vorbei.

„Wenn die Schurken doch wenigstens schreiben und ihren Preis sagen wollten“, rief er. „Der arme alte Morrel wird noch verrückt, wenn nicht bald Nachrichten eintreffen.“

Allan benutzte die Gelegenheit, seine Fragen zu stellen. Der Direktor zuckte die Achseln, und die Worte überkollerten sich förmlich in seinem Munde.

„Untersuchungen! Natürlich tut die Polizei, was sie kann, aber man weiß ja, wieviel das ist! Dem Auto wird nachgespürt, Hardy und der Diener sind heute ein halbes Dutzend mal verhört worden, und man hat die Klubliste mit Argusaugen durchgesehen. Natürlich hatten Stanton und Müller, seit sie sich einschrieben, ihre Adressen ein Dutzend mal gewechselt, und keine Menschenseele weiß, wo sie sich aufhalten. Der Mann, der sie in den Klub, der eigentümlicherweise verdammt heikel ist, eingeführt hat, war ein französischer Baron, de Citrac oder so irgendwie —“

„De Citrac!“ Allan zuckte zusammen. „Kennen Sie den Namen, Mr. Bowlby? Der Mann, der nach dem, was Mrs. Bowlby erzählt hat, in Amerika mit Mrs. Langtrey geflirtet hat! Seien Sie sicher, de Citrac ist kein anderer als Mirzl in höchsteigener Person!“

Der Direktor und Mrs. Bowlby starrten ihn an, und Mr. Bowlby ließ ein schrilles, reich moduliertes Expreßsignal als Ausdruck seiner Gedanken ertönen.

„By Jove! Sie haben recht, junger Freund! Sicher! Sie haben recht! Ich fühle es!“

Der Direktor zuckte die Achseln.

„Auf jeden Fall behauptet Hardy, daß er steinreich ist und zwei, drei Schlösser in Frankreich hat. Und wenn das auch unwahr ist, so hilft das jetzt nicht viel, wo es so eilt, des armen Morrels wegen. Es wäre eine Gnade des Himmels, wenn die Schurken schreiben und ihren Preis angeben wollten, das sage ich, wenn es auch feige klingt.“

Mrs. Bowlby war nicht so sehr von Mitleid mit dem Maharadscha und seinem Mentor erfüllt wie der Direktor, als man beim Diner die Debatte wieder aufnahm.

„Der arme Oberst! Hätte er besser auf das Untier aufgepaßt. Er müßte doch wissen, wie er ist. Wenn man hundertfünfzig zum täglichen Gebrauch hat, gewöhnt man es sich nicht so plötzlich ab. Sie können sagen, was Sie wollen, Mr. Cray, ich weiß, daß er in diesem Lokal in Damengesellschaft war. Helen, mein Kind, höre nicht zu, was ich sage.“

„Nein, Mama.“

„Und Langtreys Frau! Denken Sie, diese dickschädligen Detektivs wollten nicht einmal auf das hören, was ich ihnen über sie sagte! Unschuldig! Natürlich ist sie unschuldig, weil sie lange Haare hat. Ich kenne die Männer. Sie hat den Verbrechern rapportiert, daß John Mr. Cray zu sich eingeladen hat. Bitte stellen Sie das nicht in Abrede, Mr. Cray.“

„Nein, Mrs. Bowlby. Sie haben gehört, daß ein Baron de Citrac Mirzls zwei Helfershelfer in den Feuerfresserklub eingeführt hat?“

„In das Lokal!“

„Ja. Und glauben Sie nicht, daß de Citrac und Mirzl ein und dieselbe Person sind?“

„Sicher!! Sie sind genial, Mr. Cray. Sicher! Dann bedaure ich Mirzl. Er war mir früher eigentlich nicht so unsympathisch, aber wenn er einen solchen Geschmack hat. — Aber wissen Sie, was ich jetzt glaube, Mr. Cray?“

„Nein, Mrs. Bowlby.“

„Ja, daß Langtreys Frau den Prinzen für ihre private kleine Rechnung entführt hat! Die ganze Welt weiß ja, wie sie ist, und sie — Helen, mein Kind, höre nicht zu, was ich sage.“

„Nein, Mama.“

Allan fiel etwas ein.

„Weiß jemand, ob der alte Juwelier auch heute dagewesen ist und gearbeitet hat?“

Mr. Bowlby nickte.

„Er kam heute morgen wie gewöhnlich und arbeitete hier bis halb sieben. Er sprach mit dem Direktor — mit dem Obersten ist ja nicht mehr zu reden — und sagte, die Arbeit sei doch viel langwieriger als er geglaubt hatte. Er bat um die Erlaubnis, am Abend wieder zu arbeiten und einen Mann aus seinem Geschäfte zu seiner Hilfe mitzubringen. Der Direktor sprach mit dem Obersten, und der Oberst gab seine Einwilligung.“

„Ich kann mir denken, wie er sie fo[illegible] hat“, sagte Allan.

Nach dem Diner verfügte man sich in die Appartements der Familie Bowlby, wo sich außer anderen Annehmlichkeiten auch ein amerikanischer Whisky vorfand, der von Mr. und Mrs. Bowlby in hohem Grade goutiert wurde, von der letzteren allerdings nur ferne von der Öffentlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Pilsen.

Pilsen, Ende August.

Mit dieser Stadt verbindet uns ein gemeinsamer Gedanke. Wenn das Wort Pilsen ertönt, so verbinden wir besonders im heißen Sommer die Vorstellung von dem kühlen Tranke, der gerade dem Deutschen besonders mundet. Pilsener Bier — wer hätte davon nichts gehört. Und wenn man nun in die Nähe dieser Stadt kommt, so wäre es eigentlich ungehörig, nicht einmal vorzusprechen, um die mächtige Brauerei zu besuchen, die den Namen des Bieres rund um die Erde getragen hat.

Schon am Bahnhof ein merkwürdiges Bild. Donnernd braust der Schnellzug in die Halle. Zwanzig Kellner und „Piccolos" stürzen auf den Bahnsteig, in Drahtgestellen Gläser mit dem köstlichen Trank. Und jeder Reisende stürzt ans Fenster, um ein Glas für 2 Kronen zu kaufen (25 poln. Groschen pro ½ Liter). Hunderte von Gläsern werden so jeden Tag verkauft; denn durch Pilsen gefahren zu sein und sein Bier nicht genossen zu haben, ist unmöglich.

Die Brauerei — es gibt deren drei in Pilsen — die am bekanntesten ist, ist das Bürgerliche Brauhaus, das den „Urquell" herstellt. Ein Gelände von 550 000 Quadratmeter, über und unter der Erde ausgebaut, das ist das Bürgerliche Brauhaus. 1200 Arbeiter und über hundert Beamte arbeiten hier. Und es ist merkwürdig, so erklärt mir ein deutscher Brauer, der nun bereits 35 Jahre hier waltet, diese Brauerei hat seit der Gründung im Jahre 1842 in der Erzeugung des Bieres auch in den Äußerlichkeiten nichts geändert. Das Bier wird also heute noch mit direkter Kohlenfeuerung gesotten. Die moderne Technik gilt nur der Organisation und dem Vertrieb. Die Kellereien haben keine Tanks, wie in den modernen Brauereien, sondern das Bier vergährt und lagert in den alten bekannten Eichenfässern, wie vor alter Zeit. Überhaupt die Kellereien, das ist eine Sehenswürdigkeit besonderer Art. Ein Stockwerk unter der Erde, in den gewaltigen Felsen gehauen, so ziehen sich die Lagerkellereien in einer Länge von neun Kilometern hin. Wichtig zu wissen und sehr interessant ist, daß das Brauhaus nur eine Sorte Bier braut. Also ein „Exportbier" und ein „Schankbier" gibt es dort nicht. Das Bier wird in einer Stärke von 12 Prozent Stammwürze eingebraut, wie zu Anbeginn und es gibt nur dieses eine helle Bier. Ein dunkles Bier wird nicht erzeugt. Heute braut Pilsen nahezu wieder die gleiche Menge wie 1914, also fast 1 Million Hektoliter pro Jahr.

Mustergültig ist natürlich die Sauberkeit, wie in jeder Brauerei. Der Brauer, der nicht peinlich sauber wäre, trüge unermeßlichen Schaden davon, denn es gibt wohl kein empfindlicheres Getränk als Bier. Pilsen hat das Prinzip, jedes Faß, also auch das im Keller liegende Lagerfaß — vollkommen neu zu pichen, sofern es einmal geleert ist. In den Brauereien ist es im allgemeinen üblich, das Lagerfaß und den Gärbottich nur einmal im Jahre zu pichen. Peinlich wird in Pilsen darauf geachtet, daß diese wichtige Prozedur, die eine Grundbedingung der Sauberkeit ist, sorgfältig ausgeführt wird.

Und etwas sehr Interessantes ist dann noch die Wassergewinnung. Das Gebrauchswasser wird aus dem Fluß gewonnen. Eine moderne Wasserwerkanlage, die 120 000 Hektoliter Flußwasser heranschafft, ist die Grundbedingung. Daneben aber wird das eigentliche Wasser zur Biererzeugung einem artesischen Brunnen entnommen, der 84 Meter tief aus einem zwölf Kilometer entfernten Berge kommt. Das Wasser durchbricht nur den reinen Sandstein und ist ungewöhnlich eisenhaltig. Durch einen Riesenfilter wird dem Wasser das Eisen entzogen, und kristallklar steigt dies so gewonnene Wasser in den Wasserturm, um dann den Urstoff zu diesem besonders gerühmten Bier zu geben. Seit 1915 liefert die Brauerei das gleiche Wasser auch der Stadt Pilsen zum täglichen Gebrauch. Pilsen hat heute 170 000 Einwohner, und wir können uns einen Begriff davon machen, wie groß diese Wasseranlage ist.

Der Biervertrieb findet nach den modernsten technischen Grundsätzen statt. Also automatische, vollkommen keimfreie und hygienische Abfüllung, 470 eigene Waggons, ein 7 Klm. langes eigenes Anschlußgleis zum Bahnhof, sorgen für die Versendung. Daß diese Braustadt eine eigene Waggonfabrik, Schmiede, Schlosserei, Raffinerie, Böttcherei, Tischlerei usw. besitzt, muß gewiß nicht besonders erwähnt werden. Ein eigenes Elektrizitätswerk mit 4600 PS. versorgt den Riesenbetrieb mit Kraft und Licht.

Eine alte Sitte herrscht in diesem konservativsten Unternehmen weiter. Jeder Besucher, der Pilsen besucht und dort vorspricht, ist Gast der Brauerei. Nach der Besichtigung wird jeder verpflegt und gestärkt. Ein eigenes großes Restaurant, das 6—700 Besuchern Aufenthalt gewähren kann, betont diese alte Brauergastfreundschaft, die heute meist im Trubel unserer Zeit untergegangen zu sein scheint. Hier herrscht noch der alte Brauergeist, hier macht man keine Experimente, das alte bewährte System wird beibehalten und darauf gründet sich der Weltruf. Technisch vollendete mustergültige Anlagen, soweit unsere Zeit Betrieb und Vertrieb zu erleichtern vermag, eine mustergültige Organisation, das ist hier vorhanden — daneben aber die alte konservative erprobte Methode der Erzeugung, die immer gleich bleiben muß, diese beiden Momente zusammen geben die Einheit, die unsere besondere Achtung verdient.

rst.

Maria und der Räuber.

Skizze von Kurt Wittaker.

Unmittelbar hinter der großen Stadt begann das Waldgebirge. Außer der Autostraße führte über die Wasserscheide noch ein wenig begangener Fußsteig, der sich aus den dunklen Wäldern über die kahle, windige Paßhöhe wand.

Auf diesem Steige schritt an einem heißen Augusttage ein Mann schnell aus, er lief fast, wie auf der Flucht. Einmal sich umwendend, sah er unten im blauen Duft die Stadt und abseits am Fluß ein kreuzförmiges Gebäude, hoch getürmt, steil ummauert: das Gefängnis . . . Da taumelte er, wandte sich und lief keuchend weiter, bergan. — Er hatte zehn Jahre in diesem Kerker hinter sich.

In dieser Zeit hatte seine Frau sich endgültig von ihm geschieden und war mit den drei Kindern spurlos verschwunden. O, mit gutem Recht! Durfte ein Räuber, fast ein Mörder, Vater sein? — Wie war es damals nur über ihn gekommen, das Furchtbare? Seine Teilnahme an dem Streik — er hatte einen Soldaten fast niedergestochen — er floh ins Gebirge, hielt sich verborgen, überfiel Wanderer, um ihre Feldflasche leer zu trinken, ihren Proviant zu erbeuten. Welcher böse Geist war doch in ihn gefahren! Er begriff es selbst nicht, indes er es doch tat. Man hatte schließlich Soldaten nach ihm ausgeschickt, und da ergab er sich — fast froh. Ganz sanft. Und jetzt lief er in die Freiheit zurück. Wozu? Zu wem? Zehn Jahre Kerker — das heißt: tot gewesen sein. Konnte er sich, auferstanden, wieder in das Leben schicken?

Sein Herz schlug wild und schmerzte ihn, er konnte nicht weiter. Aber da trat er aus dem Walde. Nackt stieg der Berg zum Gipfel, der Paßwind strich ihm frisch über die nasse Brust, schon wurde oben auf der Höhe der Kapellenstock sichtbar.

Es war ein kleines, verwittertes Gehäuse, das da auf dem Gebirge stand; das sonnengedörrte Dach beschirmte eine hölzerne Madonna. Sie hielt leere Arme über ihren Schoß gebreitet, der tote Sohn lag nicht mehr darin. Wetter mochten ihn zerstört, Würmer ihn gefressen haben. Vergeblich streckte die Mutter die Hände aus, mit zärtlichster Gebärde hielt sie den Entschwundenen immer noch in ihrem Schoße und lächelte, als müßte sie ihn über Schmerz und Tod hinweg trösten. Ihre Farben waren verblichen, das Blau des Mantels, das Rot des Gewandes, das Weiß des Gesichts, alles grau und verwittert. Aber ihr Lächeln lag unzerstörbar liebevoll über dem heiligen Antlitz. Und jetzt lächelte sie mild auf ihn hinab, den keuchenden Wanderer, der sich auf dem Brett, für die Knie der Betenden bestimmt, niederhockte. Er sah nicht zu ihr auf, grüßte sie nicht, schlug kein Kreuz; er sank in sich zusammen, von der Sonne versengt, vom ungewohnten Gang gebrochen, von der neuen Luft betäubt, von der Freiheit verstört.

Er hatte sich unten im Tal eine Flasche mit frischem Quellwasser gefüllt und wollte sie verschmachtet eben an seinen Mund setzen, als er einen Hund vorüber wanken sah. Einen großen, struppigen Hund, der eine zerrissene Schnur hinter sich her schleifte. Gewiß hatte ein Bauer ihn über den Berg in die Stadt verkauft, das Tier aber sich losgerissen, um heimwehkrank, wieder zu seinem alten Herrn zurückzukehren . . .

Der Hund blieb vor dem Manne stehen und sah ihn an. Da nahm der Mann seine Mütze ab, goß das Wasser hinein und lockte den Hund. Seit zehn Jahren hatte er nicht mehr zärtlich, freundschaftlich sagen können: „Komm, komm —"

Der Hund kam, er trank wild, verdurstet, schlappte laut das kühle Wasser, seine Flanken flogen, er verkeuchte und trank wieder, wieder, trank die Mütze leer. Dann fuhr er mit seiner gekühlten Zunge dem Manne über das schweißnasse Gesicht und lief weiter, frisch gestärkt, den Berg jenseits hinab.

Der Mann lächelte dem Hunde nach, dem ersten Wesen, das sich in dem neuen Leben ihm furchtlos genähert hatte. Sein Gaumen war heiß und trocken, er goß den letzten Tropfen der Flasche auf seine lechzende Zunge. Dann ließ er den Blick schweifen. Unendlich lag das Land gebreitet in süßem Duft, blau und gold; eine wundersame Stille wiegte die Erde in weichen Armen, die Schöpfung war neu und unbetreten wie am ersten Tag, und noch nicht getrübtes Glück atmete das All.

Aber da sah der Mann, wie in einem Spinnennetz an seiner Betbank eine Biene sich gefangen hatte, und am Rande lauerte die Spinne, ihr Opfer zu umgarnen, zu töten, sich an seinem Blute zu berauschen. Der Mensch erschauerte, es graute ihm, sein eigenes Gewissen packte ihn eisig am Nacken, schnell faßte er vorsichtig das goldene Insekt und löste es aus den tödlichen Fäden, warf es in die sonnige Luft und sah seinem summenden Fluge ins wiedergeschenkte, herrliche Leben aufatmend nach.

Und kaum sank des Mannes Blick von diesem seligen Flug zu Boden, so sah er auf dem Wege vor sich eine nackte Schnecke, die ein großer Hirschhornkäfer in seinen mörderischen Zangen hielt. Sie wand den feuchten, dunklen Leib in dem tödlichen Griff, und die Stummheit ihrer Angst und Schmerzen schrie lauter zu dem Schöpfer ihres Schicksals, als eine Stimme es getan hätte. Und der Mensch hörte die Schnecke jammern; er löste die Zangen des Käfers, trennte den Mörder von seinem Opfer und hob die Gerettete sanft in ein Büschel Gras, das neben ihm wucherte.

Aber schon indem er das tat, wurde ihm dunkelrot, blutigfinster vor den Augen. Die Mittagsonne des August betäubte ihn, traf sein Hirn mit ihrer Glut; er fühlte sich fallen, stürzen, furchtbar schwindelnd riß es ihn hinab ins Bodenlose; stöhnend warf er, wie ertrinkend, die Arme hoch, es erstickte ihn kläglich, es schlug ihn tödlich aufs Haupt. —

Da beugte sich Maria aus ihrem Gehäuse hervor; sie streckte ihre Arme aus und hielt den Sinkenden auf; sie hob ihn zu sich empor und legte ihn, wie ihren Sohn, auf ihren Mutterschoß. Ihr Lächeln strömte über ihn, sie hielt ihn sanft an sich gezogen, den Wiedergefundenen; Rosen- und Lilienduft umwölkten ihn. „Mein Kind", sagte die ewige Mutter zärtlich zu ihm. Er fragte sie zitternd: „Nimmst du mich denn auf, Mutter? Ich bin ja ein Räuber gewesen." Da sagte sie: „Ein Hund, eine Biene, eine Schnecke haben für dich gebeten, mein Sohn. Sei willkommen, mein Kind." Und er ward ein Kind. Unwissend, unschuldig. Eine unsagbare Seligkeit erfüllte ihn. Er schlang seine Arme um den Hals der Mutter und barg sein Gesicht an ihrer Brust, er vergaß seinen Durst und spürte die Glut der Sonne nicht mehr. Es gab kein Gestern mehr und kein Morgen. Von allem erlöst schlief er selig ein. Kind im Schoß der Mutter . . .

Am nächsten frühen Morgen kamen drei Bauernmädchen den Paß herauf, der Großmutter frische Blumen zu bringen. Es war elfter Sonntag nach Trinitatis. Sie erschraken, denn am Fuße des Kapellchens lag lang hingebreitet ein Mann. Auf seinem Munde, sahen sie, saß eine Biene, und als sie sich langsam näherten, stieg sie auf, ein goldenes Flöckchen, das sich im Glanz des Himmels schnell verlor — wie eine Seele, die heimkehrte. Aber der, über den sich die Mädchen beugten, war tot. Auf seinem Gesicht lag selig ein Lächeln.



Bunte Chronik



*** Der Prophet der Luftschiffahrt.** Anläßlich des Weltfluges des „Graf Zeppelin" erinnert ein französisches Blatt an einen Mann, der mit einem merkwürdigen Scharfblick die heutige Entwicklung des Luftfahrtwesens bis in Einzelheiten vorausgesagt hat. Es war ein Marquis von Argenson, der zwischen 1744 und 1747 unter Ludwig XV. als Amtsahne von Herrn Briand das französische Außenministerium leitete. Nebenbei betätigte er sich als Schriftsteller. In einem seiner Bücher finden sich die nachfolgenden Sätze: „Daß die Menschen mit Schiffen durch die Luft fahren können, wird heute noch als Phantasterei von Narren erklärt. Aber ich bin überzeugt, daß es vielleicht noch unserem Jahrhundert vergönnt sein wird, die erste entscheidende Erfindung auf diesem Gebiete zu erleben. (So kam es auch.) In nicht allzuferner Zeit werden die Menschen schnell und bequem durch die Luft fliegen; auch Waren aller Art werden auf großen fliegenden Schiffen befördert werden. Wir werden auch bewaffnete Luftflotten haben. Unsere jetzigen Befestigungen werden dann wertlos sein, und unsere Artillerie wird lernen müssen, nach fliegenden Körpern zu schießen. Es wird nötig sein, daß der König ein besonderes Ministerium für die Luftstreitkräfte einrichtet". Es ist genau so gekommen, wie der Marquis des „ancien regime" vorausgesagt hat. Leider hat er nicht die erste Verwirklichung seiner Prophetie erlebt. Er starb schon 1757, während erst im Jahre 1783 die Brüder Montgolfier ihre ersten Versuche machten. Wenige Jahre später aber gelang es dem Franzosen Blanchard schon, den Ärmelkanal in einem Heißluftballon zu überqueren. Von diesem Ereignis bis zu dem Zeppelinweltflug war allerdings noch ein weiter und schwieriger Weg.

*

*** Die ersten Polarforscher.** Wie vor kurzem in Nordschweden gemachte Funde beweisen, sind schon in der Bronzezeit kühne Schweden bis an den Polarkreis und darüber hinaus nach Norden vorgedrungen, während die heutigen Bewohner von Schwedisch-Lappland erst viel später einwanderten. Trotz des unwirtlichen Klimas bebauten jene ersten Siedler Nordschwedens den Boden, trieben Jagd und Fischfang. Sie wohnten in aus Steinen aufgeführten Hütten von pyramidenförmiger Gestalt, ähnlich den sogenannten „kaatas" der Lappen. Doch sind die Steinhütten jener schwedischen Einwanderer geradezu riesenhaft im Vergleich zu den heutigen Lappenbehausungen. Sie standen gewöhnlich zu neun oder zehn in kreisförmiger Anordnung um einen freien Platz. In ihnen wie auch in nahebei aufgedeckten Grabstätten fanden sich zahlreiche Waffen und Hausgeräte. Erst vor kurzem wurde in der Nähe des Kebnekaisel, des höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten schwedischen Berges, ein ausgezeichnet erhaltenes Wikingerschwert ausgegraben. Darüber, daß diese erste Kolonisation Lapplands durch Schweden und nicht durch Lappen erfolgt ist, herrscht heute unter den Sachverständigen Einmütigkeit. Ihr späteres Verschwinden führt man auf die Pest zurück, die im Mittelalter auch im übrigen Europa weite Strecken entvölkerte und in Schweden große Stämme zum Aussterben brachte. Auch im Süden des Landes findet man hin und wieder inmitten ausgedehnter Forsten Plätze, an denen sich frühere Dörfer mit fruchtbarem Ackerland ringsum ohne Schwierigkeiten nachweisen lassen, deren Einwohner aber an der Pest bis auf den letzten Mann zugrunde gegangen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.